

(Nachdruck verboten.)

Der Kaffl vom Hollerbräu.

83] Roman von R. von Seydlitz.

Das Agarl schien alles zu verstehen, was in dem Wort, in dem Ton lag. Ganz plötzlich klammerten sich ihre Hände um seine Hand, er fühlte einen bebenden Druck, er hörte heftig aufatmen. — er sah in dem mondbeschiedenen, marmorbleichen Gesicht ein Zittern, er sah einen nachtschwarzen, sammelweichen Blick. — dann war alles vorbei.

Sie trat schnell zur Thür, verabschiedete sich ganz unbefangen und freundlich, und trat ins Haus.

Hinter ihr brummte die Glashüre in den Angeln und das Schloß schnappte ein; das Licht verzog sich nach innen. — Sie war fort; er stand immer noch.

„Aber, Herr Hegebart?“ fragte da Frau Kofberger; „wollen Sie denn da übernachten?“

Da ging er mit. Aber er sprach kein Wort; Frau Kofberger eiferte gegen den Wein; der machte alle schläfrig und einsilbig in der kalten Luft, — aber der einzige Einsilbige in der Gesellschaft hatte ganz andren Wein im Kopfe.

„Und Geld hat sie auch,“ rechnete er unterdessen. „Und ich kann so leicht verdienen. . . Ich brauch' keine Geldheirat, ich brauch' keine Wivi, ich —“

Aber da blieb er stecken:

„Ja so — der Haas!“

VII.

Das war nun freilich ein neues Leben, was der Kaffl jetzt begann. Plötzlich, an einem Tage, hatten zwei tiefbewegende, neue Elemente sich bei ihm eingefunden, die ihm seine Kreise störten und sein Dasein in andre, wie ihm schien, höhere Regionen versetzten! So rasch waren die zwei blühschnell eingetretenen Ereignisse auf einander gefolgt, daß er sich gar nicht klar wurde, welches früher, welches später gekommen war. Hatte er das Verkaufsgeschäft für den Augsburger eigentlich zuerst eingefädelt und war dann die längst entschwundene Geliebte wieder aufgetaucht, oder war's umgekehrt gewesen? — Genug, er hatte ein ganz phänomenales Stück Geld im Handumdrehen verdient und zugleich in die Augen gesehen, die ihm einst über alles lieb gewesen waren, — wie er sich's jetzt nicht nur gestand, sondern ohne Not einredete: — die ihm diese ganzen Jahre hindurch über alles lieb geblieben waren! Was hätte ihn denn die Zeit her am Heiraten, an jeglicher Art Herzensgeschäft gehindert? Eben doch nur Agathe! — Und was hatte ihn die lange Zeit über so dumpf und weh gedrückt, — was hatte ihm zum vollen Dasein, zum Genuß seines Wesens und Wirkens gefehlt, — als eben Agathe! Wie hatte er's nur ertragen können, — er kam sich jetzt selbst recht erbärmlich vor, daß er's überhaupt ertragen, — so ewige, ewige Zeit ohne sie, — ohne — ja wie's nur sagen, wie's nur ausdrücken, so ganz herzynig . . . ohne — 's Agathl halt! — 's Agarl!

Wie Frühlingsturm brach's über ihn herein, und überall um ihn verwandelte sich alles. Wie einem Buben von siebzehn Jahren war ihm zu Mut; er konnte nicht essen, nicht schlafen. Er that seine Arbeit, aber wie im Traum. Neugierlich sollte man ihm nichts anmerken. In den wenigen Momenten der Nüchternheit stieg freilich der Gedanke auf: „Was is der denn eigentlich, Kaffl? Was willst denn überhaupt?“

Denn wie er neulich abend ganz richtig erkannt: Der Haas, ihr Mann, war ja auf der Welt! — Also!

— Und dann das andre: das Geschäft. — Das ging alles durch einander mit der Liebesgeschichte. Eine blendende Perspektive in eine Welt voll Reichtum und Macht, — ein verwirrendes Bewußtsein, daß nun endlich die letzte Schranke der Erkenntnis gefallen sei, daß er nun an den Vorstufen zur Erfüllung seines Lebenszieles stehe; — ja, das war ja zum Lachen, so leicht und glatt ging's, so nahe war's! Jetzt hatte er's ja, das große Geheimnis . . . Jetzt hatte er's!

Sie und da allerdings fiel ihm auch wohl ein, daß nicht alle Tage eine Brauerei zu verkaufen ist, nicht alle Tage besonders durch seine Vermittlung; daß dies gar vielleicht ein

seltener Ausnahmefall gewesen sei. Sonst wäre ja jeder Agent Millionär! — Also!

Aber diese beiden „Also“ verhalten bald in der brandenden See der herauschenden Thatsachen. So deutlich er's fühlte, daß sein Agathl ihn liebte, so deutlich empfand er's auch, daß er geboren sei, Erfolg zu haben; ihm mußte Glück und Reichtum vorbehalten sein, ihm unter tausenden. Er hätte 's nicht erzählen können, warum er's so genau wußte; aber er wußte es.

Und bald tröpfelte von diesem inneren Uebermaß von Mut und Sicherheit auch nach außen etwas durch; der Schlaucher erlebte es eines Morgens, als er die Fuhre zum Lagerkeller richtete, daß der Herr Bräumeister im Vorraum des Gärtkellers stand und traumhaft mit einem Schlüssel am Gegenstromapparat herumhämmerte und dazu pffif.

„Ja, 'pffin hat er; wie'r a Dub.“ So erzählte der Mann den Bierfahrern, und diese standen erstaunt herum und schauten einander gedankenlos auf die blendend weißen Hemden und die sitzbeschuhten Hände, — als hätte wer so eben berichtet, der Papst wäre im Centralbahnhof angelangt. Jedermann war so gewohnt, den Bräumeister wie eine Art Uhrwert zu betrachten, das, ohne eine Bewegung zu viel, unfehlbar seinen Zweck erfüllt. Aber daß der harte, fanatisch genaue Mann auch nebenbei so etwas wie eine Menschenseele haben könnte!

Er hatte sich solche Unkenntnis freilich selbst zuzuschreiben; einen rechten innerlichen Gemütsverkehr hatte er mit keinem gepflegt. Kofberger, zu dem er aus einer Art Gewohnheit, weil's der Nachfolger seines früheren Beraters war, noch das meiste Vertrauen hatte, Kofberger selbst wußte von ihm wenig; mit Stannen sah er an Hegebart das täglich wiederholte Schauspiel unerschütterlichen Fleißes, auch in den kaufmännischen Studien; er sah gern, daß der glückliche Fall mit dem Brauereiverkauf den Kaffl ersichtlich mutiger machte; er entdeckte spekulative Talente an ihm; er stößte ihn sorgfältig und schonend den Gedanken an eine Heirat ein, und war zufrieden, zu sehen, daß Kaffl gegen Wivi nicht geradezu feindlich sich benahm. Aber von dem Sturm in dem bisher öden Herzen des stillen Manns, dem Sturm, den die blasse Frau Haas in ihm erregt, — davon ahnte er nichts; desto mehr die Frau.

Frau Kofberger schaffte heute in der Wohnung, die im zweiten Stock des Vorderhauses lag, emsig umher. Denn heute empfing sie große Kaffeegesellschaft, die sie neulich im Kaskeller eingeladen.

Und wie nun alle erschienen waren, — es waren seltenerweise auch Herren dabei — fing zunächst die Kaffeeschlacht an, von der sich die vier anwesenden Herren bald geschickt ins Nebenzimmer drückten, um ein gemüthliches Tarockel zu machen. Aber da der Forstassistent, sobald er Bierker war, zu seiner Braut entwich, so war's kein regelrechtes Festessen, sondern die Herren schwirrten zwischen Kaffee- und Spieltisch hin und her. Endlich fand sich auch Kaffl neben dem Stuhl von Frau Haas und ließ sich gern in ein Gespräch fangen.

Frau Kofberger wußte es so zu machen, daß Agathe den Wunsch äußerte, die Brauerei zu sehen, die ja seit jenen alten Zeiten so gewaltig verändert war. Und was konnte Hegebart andres thun, als ihr seine Führung anzubieten? Das kam so einfach und selbstverständlich. — Er fand sich gleich mit ihr auf dem Weg, und erst als er sie über alte winkelige Treppen, neben denen überall Weichstöcke eingebaut waren, hinauf nach dem Sudhaus führte, fiel ihm ein, daß es ja doch nur Frau Kofbergers Schuld sei, wenn er jetzt höflich und gehalten neben der einstmaligen Geliebten einhertritt.

„Aber der Haas!“ — war der zweite Gedanke, der sich daran schloß.

Inzwischen erklärte er ihr alles mit einer Redseligkeit, die an ihm neu war. Etwas wie Verlegenheit lugte daraus hervor.

Unermüdtlich schleifte er sie umher. Bis in die Schäftlerei, wo großer Lärm herrschte.

„Die Exportkasser werden gepicht, sehen Sie hier die Rollmaschine.“ Und er wies ihr die langen horizontalen Stangen, über denen die Fässer lustig tanzten. Agathe lachte.

„Und da drüben die Stadtfässer. Die werden nur geschwefelt, und dann gewaschen; sonst wäre das Bier bald tot in dem schwefeligen Holz.“ — Denn er redete hochdeutsch. Sie auch. — Und sie nannten sich Sie; vom neulichen Abschied vor dem Hotel sprach keines ein Wort. —

Da der Gärtler nahe war, stiegen sie jetzt in diese eisige Zone hinab. Und Kastl nahm einen Leuchter, der mit spitzem Dorn in der Holzwand gesteckt, um ihr zu leuchten.

Der Gegenstrom-Apparat mit seinen schneeeinhüllten Röhren brachte Kastl auf den Gedanken, zum Maschinenhause zu leiten. Und dann hinter in den Stall, wo ungrische Ochsen und belgische Percherons hausten.

Und dann in die andern Räume, hinauf, hinab, zur Schrotmühle, — oben das Wiegenwerk, unten das Zählwerk. Es war zum Lachen, wie ernsthaft der Kastl sich über die Vorzüge der bayrischen Malzausschlag-Gesetzgebung verbreitete.

„Besonders weil wir in Bayern so viel weniger Beamte brauchen, als in Oestreich zum Beispiel . . .“

„Und den Staub verkaufen wir. Hunderte von Doppel-Sektoliterfäden . . .“

„Sehen Sie, hier die Gerste nach Ladungen geordnet. Die Zettel an den Pflöden zeigen's an.“

Und dann ging's zum Bechertwerk, von dem aus sich ein wahrer Gersten- und Malzstrom durch die Gebäude verbreitete.

Er erkief ihr nichts, den selbstthätigen Temperaturnesser, die runden Stippwagen, die am Gebälke des Dachs laufenden Körbe, das kleine Instrument zum Brechen der Probekörner, den Kessel in dem Maschinenhause, der sich selbst das Wasser pumpte . . .

Aber sie wurde still und stiller. Sie sah zerstreut und bald verständnislos auf die technischen Herrlichkeiten.

Da führte er sie über einen balkonartigen Gang ins Nebengebäude und dort seitwärts durch eine Thür aufs Dach.

Da oben, unstartet von Kaminen, hoch über der Menschen Geschlechtern, betrat er eine eiserne Brücke, die quer über den zweiten Hof gespannt war.

Von hier übersah man sein ganzes Reich.

Mit einem leichten Schauder betrat Agathe den klingenden eisernen Pfad.

Der so redselige Erzähler schwieg jetzt und lehnte über die Brüstung, den Blick ins Weite, in die Tiefe gerichtet. — Sie stand dicht neben ihm, den Shawl fest um die Schulter genommen.

Denn hier wehte ein frischer Abendwind, der von Westen her über die Dächer brauste. Rechts ragten die Frauentürme empor, und überall gipfelte es auf von Siebeln und Türmen. Darüber ein paar goldgelbe Streifen im Abendhimmel, sonst alles dunkelgrau von trägen flachen Herbstwolken.

Unter ihnen arbeitete die Brauerei, weiterhin ringsum der Lärm der in Dunkelheit versinkenden Stadt.

Sie fühlten sich in dem wehenden Winde, in der wachsenden Dunkelheit, wie auf dem Bug eines Schiffs, das die nächtlichen Fluten durchsurcht; losgelöst von der Menschheit, wie zwei Einsame, die einer fremden Zukunft zuslogten.

Eine seltsam geruhige, innerlich klingende Stimmung beschlich sie und hielt sie gefangen.

Lange sprach keines ein Wort. —

Er schaute nach abwärts. Dort unten, im pechfinsternen Winkel des Hof's, stand noch am Thorbogen jene alte, vergriffene Steinbank.

Jene Steinbank! Wie viele Jahre waren seit den Stunden verflossen! Und wie war jetzt alles anders; was war alles seitdem aus ihm geworden, was hatte er erlebt! — Und was war mit ihr geschehen und was war jetzt wohl seitdem aus ihr geworden! All das unnebelte, umwehte ihn so traumhaft, als sei es gar nicht wahr, als sei sie gar nicht leibhaftig neben ihm. Und er hütete sich wohl, sie anzuschauen. Er sah starr abwärts, während ihm der Wind durch Rock und Haare blies.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotte w i k .

Weit mehr als das bewegliche Tier ist die Pflanze in ihrer äußeren Körperform der starre Ausdruck der Gegend, in deren Boden sie wurzelt. Da die botanische Forschung aber besonders in den Händen der Franzosen und Germanen gelegen hat, die in einem

gemäßigten Klima und wenig zu Extremen geneigten Ländern wohnen, so ist gerade diese Erkenntnis ziemlich spät gekommen. Denn unsre Pflanzenwelt besitzt natürlich weit weniger ausgeprägte Körperformen als die der heißen und der kalten Länder, deren extreme Verhältnisse auch extreme Formen bedingten. Wenn wir heute die Gestalt der Gewächse, vor allem die Form, die Stellung, die Eigenschaften der Blätter in ihrer Bedeutung einigermaßen verstehen, so verdanken wir dies hauptsächlich den Studien, die europäische Forscher in den Tropen gemacht haben; und noch heute ist die naturwissenschaftliche Station in Buitenzorg auf der Insel Java der Ausgangspunkt der wichtigsten Entdeckungen, welche über den Zweck der Pflanzorgane und über das Leben der Gewächse gemacht wurden. Erst nachdem die markanten Formen der tropischen Pflanzen deutlich auf die markanten Verhältnisse der heißen Zonen hingewiesen hatten, ließ sich der Zusammenhang zwischen unsrer Pflanzenwelt und den Naturbedingungen unsrer Zone leichter erkennen. An den tropischen Gewächsen treten viele Eigentümlichkeiten, die an unsren Pflanzen zwar auch vorhanden, aber wenig bemerkbar sind, in deutlicher, augenfälliger Ausbildung auf.

Lassen wir uns von C. H. M. Lindmann zum Beispiel in die Vegetation des brasilianischen Urwalds („Beiblätter zu den Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften“, Band 25) einführen. Die Pflanzen, die hier unter den hohen Bäumen wachsen, sind zwar vor der extremen Hitze und Trockenheit der heißen Zone geschützt, aber sie stehen in fortwährendem Kampfe um die Beleuchtung. Durch die Wipfel der Urwaldriesen wird das Licht nur einem ewig gleichbleibenden gedämpften Schein. Nur nun das Licht auszunutzen, stellen sich die Blätter dieser Schattenpflanzen ganz horizontal. Die Sträucher entwickeln lange, stark abstehende Zweige, die sich ebenfalls ziemlich wagrecht legen, so daß sich ihre Blätter zu beiden Seiten in derselben Ebene ausbreiten können, ohne daß die oberen die unteren beschatten. Die jungen Triebe stellen sich zu diesem Zwecke wagrecht, oder wo sie lotrecht stehen, da reißen sich die Blätter im Kreise um die Achse. Sie haben meist keilförmige Gestalt, dadurch nutzen sie den Platz am besten aus, indem sie gleich einzelnen Zirkelsektoren zusammen eine horizontal gestellte Kreisebene darstellen. Aus demselben Grunde fangen solche Blätter das Licht am besten auf, die an der Spitze ihrer Achsen eine Rosette bilden. Die Blattstellung mancher Pflanzen unsrer europäischen Wälder, z. B. des Siebensterns oder der jungen Eichenpflanzen, die diese Rosettenform besitzen, finden ihre Erklärung in derselben Ursache. Die Anpassung an das Leben im brasilianischen Waldeshatten zeigen in ganz eigenartiger Weise die Gräser. Sie weichen durchaus von dem gewohnten Typus ab. Ihre Blätter besitzen keine so lange und dabei außerordentlich schmale Spreite, sie sind vielmehr lanzettlich bis eiförmig, ja selbst herzförmig. Breite Blätter können eben das Licht viel besser auffangen als schmale. Nun wachsen außerdem diese Gräser nicht senkrecht in die Höhe, vielmehr schieben sich ihre Triebe sehr stark zur Seite, oft so stark, daß sie horizontal liegen. Dadurch wurde aber eine ganz andre Stellung der Blätter bedingt, als sie sonst bei den Gräsern normal ist. Sonst schiebt sich bei ihnen ein Blatt aus der tütenförmigen Scheide des vorhergehenden heraus. Bei den Gräsern der südamerikanischen Wälder gleichen diese Organe viel mehr den Blättern anderer Gewächse. Sie biegen sich weit von der Stützachse ab und stellen sich ebenfalls horizontal. Sie sind auch ganz asymmetrisch gebaut, an der Seite, wo sie aus der Achse hervortreten, also an ihrer Basis, sind sie ausgerandet, um Raum und Möglichkeit zum Abbiegen zu bekommen, dagegen verbreitern sie sich nach außen zu ganz bedeutend. Alle Schattenpflanzen besitzen ganzrandige breite Blätter; zerteilte oder fiederförmig gestaltete Blätter, die zum Lichtauffangen wenig geeignet sind, fehlen den Gewächsen, die unter den Kronen der Baumriesen leben. Einen besonderen Modus der Anpassung haben einige zu den Jungergewächsen gehörige Pflanzen aus der Gattung *Coffea*. Sie wachsen zunächst aufrecht, biegen sich jedoch dann bei jedem neuen Blatt zurück, sodas sie einen spiralförmig gedrehten Stamm bekommen, ohne jedoch Schlingengewächse zu sein. Durch diese spiralförmige Biegung des Stamms bekommen die einzelnen Blätter eine freie Stellung, bei welcher sie sich gegenseitig nicht beschatten. Aber das ist noch nicht alles. Sobald der Stamm in seinem Spiralumlauf über der Stelle anlangt, an welcher die Drehung begonnen hat, wendet er sich plötzlich zur Seite ab und beginnt nun eine neue Spirale neben der ersten. Diese *Coffea*-pflanzen haben also in ihrer Körperbildung eine sehr ausgeprägte Form angenommen, die ein deutlicher Ausdruck des Schattenlebens ist, das sie führen.

Es ist zu vermuten, daß sich viele von diesen Eigentümlichkeiten tropischer Pflanzen auch an unsren einheimischen werden auffinden lassen, wenn auch in viel bescheidener oder gar rudimentärer Form. Aber selbst sehr auffallende Einrichtungen solcher exotischen Gewächse lassen sich bisweilen an unsren nachweisen, nachdem man einmal durch jene auf diese Eigentümlichkeiten aufmerksam geworden war. Wie hat an den Blüten von südamerikanischen Aristolochien eigenartige durchscheinende Stellen, sogenannte Fenster, entdeckt, die diese großen und kammerartig eingerichteten Blumen erhellen und dadurch den in sie geratenen Insekten den Weg zur Verrichtung der Befruchtungsbarbeit zeigen. Man möchte diese frappante Eigenheit der Aristolochienblüten, die wahren Häusern mit Fenstern gleichen, als eine rechte Extravaganz der heißen Zone betrachten, aber auch Ludwig („Illustrierte Zeitschrift für Entomologie“ 1900 Nr. 12 hat diese Fenster nun an den Blumen der sündenden Riehwurzel nachgewiesen,

und er spricht die Vermutung aus, daß sich dieselbe Einrichtung auch noch bei andren einheimischen Pflanzen werde nachweisen lassen.

Das ist um so wahrscheinlicher, als viele glocken- oder röhrenförmige Blumen, deren Oeffnung nach unten gerichtet oder verschlossen ist, ziemlich dunkel sein dürften, wenn sie nicht durch farblose durchscheinende Stellen ihr Inneres erhellen und es dadurch den Insekten, die den Blütenstaub übertragen sollen, leicht machen, den richtigen Weg zu finden.

In ganz anderer Beziehung als die Tropen geben auch die Polarländer der Pflanzenwelt sehr extreme Lebensbedingungen. Wie die Pflanzen sich in diesen nördlichen Gebieten dennoch erhalten und zugleich in ihrer Gestalt ein Abbild ihres Standorts sind, darüber unterrichtet sehr gut eine zusammenfassende Abhandlung N. v. Wettsteins, die vor kurzem in den Zeitschriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse (Bd. 40, 1900) erschienen ist. Wertwüirdigerweise zeigen manche Pflanzen äußerlich keine Einrichtungen, die vor Kälte schützen würden. Diese Gewächse müssen daher wohl in ihren inneren Konstitutionen Mittel besitzen, der Kälte zu trotzen. Oft bricht die Kälte über Kräuter herein, die eben erst zarte Sprosse mit Blüten getrieben haben. In unren Gegenden würden sie unzweifelhaft erfrieren, aber dort oben im hohen Norden fangen diese Kräuter im nächsten Frühjahr an von neuem zu blühen und bringen dann ihre Früchte zur Reife. Die Kälte, die Finsternis und die Trockenheit der Luft ist es, gegen welche jene nördlichen Gewächse sich besonders wappnen müssen. Der Sommer ist sehr kurz, er währt nur einen bis drei Monate. Und selbst diese kurze Vegetationsperiode ist meist nicht frei von gelegentlichen Nachfrösten. So müssen sich denn die Gewächse sehr daranhalten, um den kurzen Sommer gehörig anzunutzen. Dies erreichen sie nun zunächst dadurch, daß sie alles überflüssige Weivert beiseite lassen, daß sie also zum Beispiel keine Dornen, Brennhaare oder ähnliche Verteidigungsmittel ansbilden. Selbst in der Entwicklung von Blättern sind sie sehr sparsam. Sie erscheinen dadurch natürlich ziemlich ärmlich, aber Armut ist ja der Charakter der Polarländer. Die Pflanzen sind fast ohne Ausnahme mehrjährig. Sie ersparen dadurch die lange Zeit des Ruheens und der Jugendentwicklung und können gleich zu Beginn des Jahres mit voller Kraft für ihre Vermehrung sorgen. Diejenigen aber, die keimen und neu heranwachsen, beschränken sich im ersten Jahre auf die Anlage von Blüten. Im zweiten Jahre öffnen sie diese dann sofort, wenn der Frühling kommt. Von großem Vorteil ist es für diese nördlichen Pflanzen, daß die Sonne in jenen Gegenden einen Teil des Sommers den ganzen Tag über scheint. Dadurch brauchen die Blätter der Pflanzen ihre assimilierende Thätigkeit nicht einzustellen, das Wachstum wird dadurch beschleunigt. Diese stetige Beleuchtung hält auch die Erde ziemlich warm, da sich die Wärme auf dem Boden akkumuliert, während die Lufttemperatur hauernd ziemlich kühl bleibt. Sehr ausgeprägt sind die Einrichtungen der Pflanzen zum Schutze gegen die Trockenheit. Man stellt sich das nördliche Klima gewöhnlich feucht, trübe und regnerisch vor. Indes giebt es doch hier im Sommer eine Menge sonniger, luftloser Tage, an denen der Wind die Pflanzen sehr austrocknen könnte. Es ist aber besonders zu bedenken, daß der Boden im Innern, wo die Wurzeln liegen, dauernd kühl bleibt. Die Sastleitung erfolgt aus diesem Grunde ziemlich langsam, und so können die Wurzeln nicht so viel Wasser herbeiführen, als die Verdunstung ihnen entziehen würde. Zu diesem Zwecke haben die Pflanzen der Polarländer Eigenschaften bekommen, die ihnen eine gewisse Ähnlichkeit mit der Steppenvegetation verleihen. Sie besitzen entweder ledrige oder nadelförmige oder fleischige, also wasseranspeichernde Blätter. Die Spaltöffnungen, aus denen das Wasser verdunstet, liegen so, daß sie nicht direkt mit der Außenluft in Verührung kommen. Auch Nasenbildung ist häufig, bei der die Verdunstung durch Andrüden der Blätter an den Boden vermindert wird. Es ist bekannt, daß die nördlichen Pflanzen sehr auffällige Blumen entwickeln, ähnlich wie die Hochgebirgspflanzen. Diese Erscheinung hängt wohl mit der Seltenheit der Insekten zusammen, die nur durch starke Reizmittel zu einem Besuch der Blüten verlockt werden können. Sehr häufig ist bei den nördlichen Gewächsen die Vermehrung durch Ausläufer, Wurzelschosse, überhaupt die vegetative Fortpflanzung. Trotz der sehr ungunstigen Verhältnisse giebt es doch noch eine beträchtliche Anzahl von Blütenpflanzen in den Polarländern. Im südlichen Grönland zählt man deren an 300, an der Nordküste Sibiriens gegen 170, auf Nowaja-Semlja noch 190 Arten. Und selbst Spitzbergen zählt deren noch 125 und Ranfen fand auf einer kleinen, von ihm entdeckten Insel unter dem 82. Breitengrade noch blühende Exemplare des nördlichen Rohns, des Schneestrebens und einer Sternmiere. Von da aus sind noch acht Dreileugrade bis zum Nordpol. Es wäre nicht unwahrscheinlich, daß selbst auf diesem nördlichsten Punkte der Erde gelegentlich eine Blume den Nordpol-Sommer verschönte! —

Kleines Feuilleton.

— Die schwedischen Waldungen und ihre Zukunft erörterte der Großkaufmann Sörensen im „Nationalökonomischen Verein“ zu Stockholm. Nach seinen Ausführungen, die auszugswiese im „Prometheus“ wiedergegeben werden, sieht nicht zu befürchten, daß

der Holzvorrat Standinabiens in absehbarer Zeit erschöpft werden kann. Der Wert des schwedischen Holzexports betrug 1849 etwa 4 Millionen Kronen, 1884 aber über 103 Millionen; trotzdem ist noch Ueberfluß an Wald, so daß die Waldungen fast wertlos sind. In der Regel finden nur die Wurzelnenden der Bäume Verwendung, und alles Uebrige kann vermodern oder wird verbrannt. Bei dem Sägewerk Forsfa, das im Besitz einer englischen Gesellschaft ist, betragen die jährlichen Kosten für die Verbrennung des Abfalls 9000 Kronen. Man stellte plötzlich die Verbrennung ein; aber nach drei Monaten waren derartige Massen von Abfall angehäuft, daß das Werk seinen Betrieb so lange einstellen mußte, bis eine neue Verbrennung stattgefunden hatte.

Standinabien exportiert gegenwärtig nach fast allen Ländern, sogar bis nach Südamerika, Nordafrika, der Kapstadt usw. Den besten Zukunftsmarkt wird vielleicht noch Australien abgeben, obwohl es kaum glaublich erscheint, daß es sich lohnen könnte, Holz von Schweden nach Neu-Seeland zu exportieren, wo ausgedehnte Nadelwälder (Kauri-pine) und zahlreiche Bearbeitungswerke vorkommen; aber die neuseeländische Holzproduktion entbehrt des stützenden Bundesgenossen, den Standinabien im Schnee, im Eise und in den Elfen besitzt, welche in hohem Grade den ersten Transport erleichtern. Auch nach Bombay und den Küstenländern am persischen Meerbusen wird standinabisches Holz exportiert. Sörensen glaubt, daß der standinabische Holzexport sich noch weitere Absatzgebiete erobern wird; aber nichts destoweniger leugnet er die Berechtigung der Furcht vor dem Holzangel. Zwar würden Hölzer von großen Dimensionen spärlicher werden, die Zukunft gehört aber nach seiner Auffassung den kleinen Dimensionen. Noch vor einigen Jahren wollten z. B. englische Abnehmer ungern eine Thürrückfüllung aus mehreren Stücken herstellen lassen; als aber der Preis der englischen Thüren zurückging und es schwer fiel, breite Füllungen zu annehmbaren Preisen zu erlangen, wurde es notwendig, den Engländern zu beweisen, daß eine aus mehreren Stücken zusammengesetzte Füllung ebenso dauerhaft und gut sei als eine aus nur einem Stück gefertigte, und die von Natur konservativen Engländer haben sich daran gewöhnt, so daß man jetzt auch in England die Thüren aus mehreren Stücken herstellt, da sich gezeigt hat, daß eine derartige Thür gegen Temperatur- und Feuchtigkeitschwankungen nicht so empfindlich ist. Ebenfalls wurden Thürrahmen früher aus einem Stück hergestellt, was nicht allein teuer, sondern auch unzuverlässig war, da das Holz sich warf und Nisse erhielt. Ein ähnlicher Wandel der Auffassung zeigt sich hinsichtlich der Fußbodenbretter und der Paneele. Vor noch nicht langer Zeit forderte man auch für diese Zwecke breite Bretter, so daß Bretter von unter sechs Zoll Breite unverkäuflich waren; seitdem man aber merkte, daß die schmalen Bretter weniger unter dem Eintrocknen zu leiden hatten, haben diese mehr und mehr Aufnahme gefunden. Der Umstand, daß die Bearbeitung der schmalen Bretter mehr Zeit und Arbeit beansprucht, fällt nicht ins Gewicht, so daß für Dielen und Wandverkleidungen fünf-, viereinhalf-, ja sogar vierzöllige Bretter verwendet werden. Ähnliches gilt bezüglich des Materials für Bretterhäuser, die nicht nur in Standinabien häufig sind, sondern auch den Gegenstand eines ausgedehnten Exports bilden. Da schmalere Bretter in geringerem Maße den Temperatureinwirkungen nachgeben, können sie mit weit größerem Vorteil für äußere Verkleidungen benutzt werden, und namentlich für Häuser, welche in Standinabien gebaut werden, um in den Tropen zusammengefaßt zu werden, empfiehlt unser Gewährsmann nur die Verwendung schmalen Bretter. Den kleinen Dimensionen gehört darum die Zukunft, und in diesem Umstande liegt eine weitere Gewähr dafür, daß der Holzvorrat Standinabiens nicht versagen werde; denn unter diesen Umständen kann die Bepflanzung abgeholzter Flächen sich leichter rentieren. —

— Die Frauen und die Börse. Aus London wird der „Kön. Volksz.“ geschrieben: Es ist nur wenig bekannt, in welchem Maße Damen der „besten“ englischen Gesellschaftskreise an der Londoner Fondsbörse beteiligt sind. Wenige Jahre zurück waren die Börsenheimliche dem schönen Geschlechte noch ganz unerschlossen; heute ist der Börsenmakler in manchem englischen Gesellschaftszimmer zu finden, und mit derselben Nonchalance, mit der die Dame der oberen Klassen früher bei einem Derbyrennen eine Fünfpfundnote auf ihr Lieblingspferd setzte, kauft sie jetzt einige Lake Views oder andre Spekulationspapiere. Es war während des großen „Kaffir Booms“ im Jahre 1895, als einige Damen, die zu den führenden Mollern des „Kaffirerztes“ — wie man in Fachkreisen den südafrikanischen Minenmarkt nennt — gute Verbindungen unterhielten, ungeheure Vermögen erwarben. Je nach den erteilten Hinweisen nahm man — wie die fachmännischen Kunstaussprüche lauten — Chartereds, Goldfields, Simmers „auf“ und stieß sie wieder ab. Als endlich mit dem Ende des Jahres die Kurse fielen und das Fiasko mit der Liquidation der Barnatobank seinen Höhepunkt erreichte, hatten die meisten der schlauen Töchter Evas bereits die gewonnenen Schätze in Sicherheit gebracht, und ihre Reigung für Spekulationen an der Börse war für einige Zeit befriedigt. Dann kam der Fahrradboom. Man bediente sich der Maschinen nicht nur als Beförderungsmittel und zu Sportzwecken, sondern man spekulierte auch in ihnen. Während der Name des Gatten, Vaters oder Bruders den Rand des Prospekts der betreffenden Gesellschaft meist seiner Titel wegen verbrännte, hatte die Dame selbst eine entsprechende Anzahl von Teilhaberscheinen, aus denen sie die Kosten für ihre riesigen Toiletten herauszuschlug. So war es auch bei dem kürzlichen Boom in Kupfer, und es ist hier ein offenes

Geheimnis, daß die Hauptaktionäre zweier Gesellschaften Damen der „Gesellschaft“ waren. So „machte“ eine derselben innerhalb kurzer Zeit ein Vermögen von nahezu 5 Millionen Mark, und ein halbes Duzend andere gewannen in wenigen Tagen Summen von 1-2 Mill. Heute giebt es eine ganze Anzahl von Firmen, die zu ihren Kunden hauptsächlich Damen zählen. Und abgesehen von diesen machen Dutzende von Börsenmaklern ihr Geschäft in der Weise, daß sie Herren von vornehmer Geburt und gesellschaftlicher Stellung engagieren, um für sie in den Salons und Boudoirs der „oberen Zehn“ Neklame zu machen. Diese Gentlemen geben den ihnen bekannten Damen gute „Tips“, veranlassen sie zu spekulieren und teilen mit den Herren Börsenmaklern den Verdienst. Die Manie ergreift schon junge, kaum den Kinderschuhen entwachsene Mädchen; diese verkaufen und verpfänden ihre Juwelen und borgen von ihren Freundinnen, und dies alles, um ihre „Differenzen“ an der Börse zu begleichen. —

Musik.

Ueber die nationalen Verschiedenheiten der Franzosen und der Deutschen, insonderheit über den verschiedenen Kunstgeschmack beider Nationen ist bereits nicht nur ein Lauges und Breites gesagt worden, sondern auch so viel unmittelbar zu erfahren gewesen, daß uns beispielsweise das Gastspiel einer Pariser Bühnengesellschaft kaum mehr wesentlich neues zu bringen hat. Wir haben bis zum Ueberdruß die deutsche Tiefe, Ernsthaftigkeit und Verantwortlichkeit mit der französischen Oberflächlichkeit, Lebensfreude und Verantwortlosigkeit vergleichen hören, meist an Beispielen, die eher nur für sich oder für gewisse Kulturkrieger als für Nationales charakteristisch sind. So sehen wir z. B. in dem Operettenkomponisten Offenbach (übrigens einem deutschen Juden) eine französische Seichtigkeit, Annuit, Leichtfertigkeit verkörpert. Sein jüngerer Vorgänger, Hervé (1825-1892), dessen Führerschaft der (vielleicht mit Unrecht aus der französischen komischen Oper hergeleiteten) Operette wie schon früher einmal erwähnt hatten, ist uns hinter Offenbach fast ganz verschwunden. Seine Blütezeit gehörte einem jener kleinen Theater, die in Paris die Glala vom leichten Drama bis zum Breill so üppig ausfüllen: den von ihm 1854 übernommenen und so benannten „Folies concertantes“, die unfers Wissens heute noch als „Folies dramatiques“ bestehen; Offenbachs Stätte waren — seit 1855 — die wohl ebenfalls noch lebenden Bouffes-Parisiens. Es muß eine erinnerungsreiche Zeit gewesen sein, als an solchen Stätten mit engen Kunstmitteln die enge Welt jener „musiquettes“ geschaffen wurden, als einem wahrscheinlich kleinen Orchester und einer wohl noch kleineren Gesangskunst all diese kleingroßen Mittel eines Ausdrucks origineller Unterhaltungskunst abgewonnen wurden. Zum Streichquintett eine Flöte, eine Oboe, ein Fagott, je zwei Klarinetten, Hörner, Trompeten und unterhalb all dieser die eine Posaune, die in solchen Stücken ein sehr gewichtiges Wort dreinzureden hat — nicht zu gedenken der Schlaginstrumente: mit diesem Orchester weiß Hervé in „Mam'zelle Nitouche“ die vrolligsten Wandlungen nachzuzeichnen; und droben auf den Brettern hat sich seither eine Künstlerin-Art ausgebildet, die unter dem Namen der Soubrette oder genauer der Operetten-Soubrette vor allem ebenfalls auf eine höchstwüßliche Wandlungs- und Verwandlungskunst angelegt ist. Wir kennen den Typus dieser Operettentegte mit ihrem Täuschungsspiel zwischen Klosterpenitonal und Balletgarderobe oder dergl. und den Typus dieser schlecht klingenden und vorzüglich mimenden Soubretten zur Genüge und können selber damit aufwarten. Allerdings loht es uns auch, wenn beispielsweise der derzeitige Stern des Pariser „Théâtre des Variétés“, Mlle. Realy, mit einer „Compagnie d'Opérettes Parisiennes“ am hiesigen „Theater des Westens“ eine Reihe französischer Operetten vorführt. Jene „Mam'zelle Nitouche“ Hervés eröfnete vorgestern die Reihe. In den wenigen musikalischen Füllungen des Textes zeigt sich der Komponist von einer Grazie und melodischen Zartheit, die trotz der selbstverständlichen Wankelhängerfarbe erfreulich von dem, was seither auf solchem Boden gewachsen ist, absteht, auch wenn sie die Melodienplastik Lecocqs nicht erreicht.

Der größte Teil dessen, was uns eine derartige französische Aufführung zu sagen hat, ist, wie schon angedeutet, nichts Neues. Daß die Realy die uns bereits sehr geläufige Soubretten-Spielkunst durch die ganz eigentlich französische Annuit und Fülle und Feinheit der Bewegungen überbietet, sieht man bald. Es ist aber nicht nur dies, was ihr Spiel auszeichnet und speziell als französisch kennzeichnet. All dies Grazie, Tolle, Pridelnde ist nämlich nicht nur Kultur-Raffinement, sondern sozusagen auch Natur-Raffinement; man hört hinter dieser Trala-Kunst auch Naturklänge, ein Lust-Seufzen, ein Schmerz-Jauchzen, wie es wohl nur dort frei blüht und künstlerisch blüht, wo man Natur und Kunst wachsen läßt, weil man weiß, daß unbefriedigte Triebe sich vergrößern, befriedigte sich verfeinern.

Mit dem Gesang dieser Pariser Gesellschaft ist es nicht eben weit her; man möchte innerem Zel. Mia Werber manches gesangskritische Wort abbitfen. Die Stimmen sind aber wenigstens meist sehr hell, klar, „vorne“; ein Tenor, A n d r é s, fiel durch sein weiches Flageolet, wenn ich's so nennen darf, auf, und Mlle. Realy hat in der Mittellage ein paar hübschere Töne. —

Kulturgegeschichtliches.

c. Pranger und Prügelstrafe in Amerika. Die Gesetzgebung des Staates Delaware hat die Abschaffung der Pranger-

strafe beschlossen. Bis jetzt mußte jeder Verbrecher eine Stunde lang öffentlich an den Handgelenken und am Hals an den Pranger befestigt stehen. Indessen ist die Prügelstrafe für Männer, die ihre Frauen schlagen, beibehalten worden. Jeder Delinquent wird zwanzig Hiebe mit der neunschwänzigen Rute erhalten. Ein Senator hat sogar ein Amendement zu diesem Gesetz vorgeschlagen. Er forderte, diese Strafe solle auch bei Frauen angewendet werden, die — ihre Männer schlagen. Dieses Amendement hat folgenden Wortlaut: „Jede Frau, die überführt wird, ihrem Mann gegenüber Gewalt angewandt, ihn mißhandelt und geschlagen zu haben, soll dazu verurteilt werden, an den Prähl der Verurteilten gebunden zu werden und fünf bis dreißig Peitschenhiebe zu erhalten; es wird entweder der Sheriff oder der Mann, wenn er es wünscht, beauftragt, die Strafe zu vollziehen.“ Während der Staat Delaware sich die gesetzgebende Körperschaft des Staates Indiana mit einem Gesetzentwurf, der die Errichtung von Geißelungspfählen in allen Hauptorten des Staats bezweckt. Der Sheriff soll mit einem Dutzenden die Schläge verabreichen, deren Zahl zwischen fünf und hundert variiert, je nach der Schwere des Delikts, von dem Gebrauch gemeiner Ausdrücke, von kleinen Diebstählen, Vagabundieren und Trunklicht bis zu den ersten Mißhandlungen von Frauen und dem Justizhass der Familie. Glücklicherweise gehört der Bundes senator William Sullivan von Mississippi nicht zum Staate Indiana; es könnte ihm sonst schlecht gehen, da er soeben in Washington eine Miß Lection, die wegen Bruchs des Eheversprechens von ihm 50 000 Dollar fordert, auf offener Straße geohrfeigt hat. —

Humoristisches.

— Im Zweifel. Dr. „Ober Dschabaner“ von Treffelschbuoch, S ä t o ä hoist er mit-em st, hot z' Schlugert en Brueber, der isht a Kamefeger wora. — Dia Däg isht er au nah ond hot a' wella buda. Wie-ner aber z' Schlugert isht, woif er vor lauter Hämer et wo 'naus. Ehet kommt en grad so a nobler Herr entgegen. Dea froget er, er well zua seim Brueber, der hoiz Schlot ond sei a Stämefeger; ob er et au wißt, wo des anc sei, en de Hirschstrog dea-ner wohna. Des vürnehm Herrle ladet aber no so onte füre ond soit: „Sehen Sie mir in der betreffenden Straße nach den Hauschildern, da werden Sie den Namen des Herrn schon finden.“ — „I dank au,“ jait der Dschabaner, ond wie-ner selba Schtrof glücllich gfonda hot, gukt er als dapsier die Hauschilder a-u-ander noch a'. Zmol liest er am-a Haus: „I. Stock. II. Stock. III. Stock. IV. Stock.“ — „Stoy Herrschaft!“ flucht er ond kraht se hent'rem Ohr; „vier für oint! Dr wel isht eyet mei' Gottlieb?“ —

— Bühner Gedanke. Meister: „Höre einmal, Frieg, Deine ersten selbstgefertigten Liebeln haben aber eene ganz sonderbare Form.“

Schusterlehrling: „Meester, am Ende siecht in mir een Eccessionist?“ —

— Doshast Junger Arzt: „Run muß ich zu einem Begräbnis.“

Freund: „Dir wird doch nicht schon wieder einmal Deine Praxis begraben?“ —

Notizen.

— Dem „Bunten Theater“ wurde die Aufführung des Wandelspiels „Der sittliche Handtloffer“ von der Censur verboten.

— Die „Dreie“ gelangt am Bremer Stadt-Theater demnächst in der Bearbeitung von Willamowitz und Schillings zur Aufführung.

— Tolstoj's „Macht der Finsternis“ brachte es bei der Aufführung im Residenz-Theater zu Hannover zu keinem rechten Erfolge.

— Die Wagner-Vereine veranstalten am 11. März in der Philharmonie ein drittes Orchesterkonzert unter Dr. Muds' Direktion. Zur Aufführung kommt Beethovens 9. Sinfonie mit Chören und Stücke aus Wagners Parsifal.

— Eine Aufführung altgriechischer, altiridischer und althebraischer Musik wird am 26. Februar im Neuen Opern-Theater (Kroll) stattfinden.

— Die Einweihung des Robert Schumann-Denkmal's in Zwickau am 8. Juni wird mit einem auf mehrere Tage berechneten Schumann-Fest verbunden sein.

— Eine Kunstsammlung im Werte von 100 000 M. hat der Bankier P. Warburg testamentarisch der Stadt Altona vermacht.

— Eine Million Mark zur Förderung wissenschaftlicher Unternehmungen hat ein Bankier in Frankfurt a. M. gestiftet.

— Wichtige Turbinenanlagen werden gegenwärtig an der Mündung des Glommen in den Christianiafjord angelegt, um Christiania und die umliegenden Ortschaften mit Elektrizität für Kraft und Licht zu versorgen.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 24. Februar.